Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 525. **Donnerstag** den 14. October 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 14. October.

Die Antwort auf die Frage, wem die Verhandlungen der **bayerischen Kammer** über die **großen Manöver** eine erwünschte Gelegenheit zur Kritik gegeben haben, erhält man in den **französischen** Zeitungen. Ein Pariser Blatt spricht bereits von einem „sichtbaren Zerfall" des deutschen Reichs, eine andere Zeitung frohlockt über den „wachsenden Gegensatz zwischen Nord und Süd". Wollen wir denn, fragt der „Schwäb. Merk.", diesen Leuten wirklich das Vergnügen bereiten, sich für berechtigt zu halten, derartige Ansichten zu hegen und sich über unsere scheinbare Uneinigkeit zu freuen? Wir sagen ganz ausdrücklich „scheinbar", denn daß es in Wirklichkeit wieder zu ernstlichen Gegensätzen und Verstimmungen kommen sollte, der Gedanke ist überhaupt gar nicht auszudenken. Die Eifersüchteleien und Gegensätze, die sich gelegentlich der großen Manöver abgespielt haben, sind schließlich weiter nichts als die bedauernswerthen Nachklänge früherer Zeiten, die man vergessen glaubte und die bei eintretenden Depressionen des politischen Barometers sich wieder bemerkbar machen. Einen Punct hebt dann das schwäbische Blatt besonders hervor; er betrifft die Klagen über große **Anstrengungen**, die bei Manövern und auch sonst den Soldaten angeblich zugemuthet werden.

„Wenn Truppentheile beschmutzt oder ermüdet von größeren Uebungen einzurücken pflegen, kann man sehr häufig den Ruf hören: Ach, die armen Menschen, was müssen die aushalten! Man könnte darauf kurz erwidern: dafür sind es eben Soldaten und Strapazen gehören nun einmal zum Handwerk. Warum aber — so fragen wir — hört man nie Worte des Mitleids mit den Soldaten der **Arbeit**? Man denke nur an die mühe- und gefahrvolle Arbeit der Hunderttausende von Bergwerks-Arbeitern, von denen jahraus jahrein Hunderte verunglücken; an die Tausende von Seefischern, die tagtäglich bei ihrem gefahrvollen Berufe dem Tod ins Antlitz schauen! Kurz und gut, wo man hinsieht und hinhört, überall erblicken wir den schweren und unerbittlichen Kampf ums Dasein. Das nimmt man als etwas Gewöhnliches und Selbstverständliches und nicht Abzuänderndes hin, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Bei unsern in der Volkskraft der Jugend stehenden Soldaten aber wird bei jeder Gelegenheit ein Mitleid verschwendet, das, von Ausschreitungen abgesehen, nicht begründet ist und in der Regel gar nicht beansprucht wird. Wo hat man denn früher eine so sorgfältige und ausreichende Bekleidung gekannt wie jetzt; wie unzureichend war früher vielfach die Verpflegung im Vergleich mit heute, wenngleich auch heute noch die warme Abendkost fehlt, und wie gut sind die Leute untergebracht! Wenn nun aber bei einer militairischen Uebung ein paar Leute krank werden, dann wird ein Aufhebens davon gemacht, als ob die Welt unterginge. So zugeklitzt ist es doch in der Wirklichkeit nicht. Was sagen denn die alten Veteranen von Weißenburg und Wörth, von Sedan, Paris und Orleans dazu? Jeder Beruf, ohne irgend welche Ausnahme, erfordert seine Opfer. Hüten wir uns, bezüglich unserer Armee in eine weichliche, zugleich unangebrachte Sentimentalität zu verfallen. Nur ein markiges und kräftiges Geschlecht wird dereinst, falls es dazu berufen sein sollte, in der Lage sein, den starken Grenzwall des Reiches zu bilden, an dem alle feindlichen Angriffe scheitern müssen."

Unrichtig ist in dieser Ausführung nur, daß man nie Worte des Mitleides mit den „Soldaten der Arbeit" höre. Es gehört zu den edelsten Bestrebungen unserer Zeit, die Gefahren und Mühseligkeiten, denen so viele Arbeiter ausgesetzt sind, zu vermindern. Wie viel zu diesem Zwecke vom Reiche, den Einzelstaaten, den Gemeinden und den einzelnen Arbeitgebern geschehen ist und noch angestrebt wird, braucht nicht aufgezählt zu werden. Aber Genugsamviel ist geschehen, um auch den Hütern unserer staatlichen Sicherheit ihren Dienst zu erleichtern und nicht unbedingt nöthige Strapazen von ihnen fern zu halten. Daß ihnen nicht Alles erspart werden kann, was Schweiß und Mühen kostet, liegt ebenso auf der Hand, wie die Unmöglichkeit, andere Berufsbeschwerden in Vergnügungen umzuwandeln. Selbst die phantasiereichsten Apostel der Socialdemokratie bringen es nicht fertig, ein Bild des Zukunftsstaates auszumalen, auf dem Gefahr und Mühsal fehlt. Gleichwohl ist es zu verstehen, wenn von **dieser** Seite über die Anstrengungen der Manöver bewegliche Klagen angestimmt werden. Es soll Stimmung in der Armee für die „guten Seelen" gemacht werden, die solche Klagen erheben. Um so weniger aber ist es zu verstehen, wenn Anhänger von Parteien, die als Gegner der Socialdemokratie und ihrer auf Untergrabung der militairischen Zucht gerichteten Ziele sich aufspielen, in derartige Klagen, deren Nichtberechtigung aus den humanen Bestrebungen unserer Zeit sich ergiebt, einstimmen und dadurch auch ihrerseits dazu beitragen, daß der im deutschen Heere herrschende gute Geist patriotischer Opferwilligkeit vergiftet wird.

Während in **Baden** die Conservativen bei der letzten Reichstags-Ersatzwahl in **Donaueschingen** unbegreiflicherweise für einen **Klerikalen** gegen einen Nationalliberalen stimmten, beabsichtigen sie bei den **Landtagswahlen** dies Unrecht wieder gut zu machen, indem sie in dem am heißesten umstrittenen Wahlkreise **Karlsruhe** für die nationalliberalen Candidaten eintreten. Sie haben diese Absicht in einer bereits mitgetheilten, würdig und ruhig abgefaßten Erklärung kund gethan und es ehrt sie, daß sie unter Betonung ihres Gegensatzes zu den Nationalliberalen als einziges Motiv ihrer Handlungsweise ihre patriotische und nationale Auffassung angeben. Wenn die Herren **Fortschrittler** sich manchmal darüber beklagen, daß die Nationalliberalen nicht mit heller Begeisterung für einen Fortschrittler gegen einen Conservativen stimmen, und wenn sie dann über Verrath an der Sache des Liberalismus schreien, so mögen sie an das Beispiel von Karlsruhe denken. Hier treten die Conservativen uneigennützig für nationalliberale Candidaten ein, während die Fortschrittler offen dafür agitiren, daß neben einem Demokraten noch zwei Socialdemokraten an die Stelle der Nationalliberalen treten. Es ist übrigens wohl nicht allein das Eintreten der Karlsruher Fortschrittler für die Socialdemokratie, was dort die Conservativen zum Eintreten für die nationalliberalen Candidaten veranlaßt. Auch die sehr verschiedene Haltung der Nationalliberalen und der Fortschrittler gegen den **Ultramontanismus** mag zu dem Entschlusse der Karlsruher Conservativen beigetragen haben. Jeder fortschrittliche Wahlsieg bedeutet in Baden eine Stärkung des Centrums und eine Steigerung seiner Begehrlichkeit und Anmaßung. Was das sagen will, haben bei der Reichstagsersatzwahl in Donaueschingen die Conservativen sich nicht hinreichend klar gemacht. Inzwischen ist das Rundschreiben des **Papstes** anläßlich der **Canisiusfeier** mit seinen Beschimpfungen der Reformatoren und der Reformation erschienen und hat die ultramontane Presse wieder einmal verrathen, welche Rolle sie im Besitze ausschlaggebenden Einflusses den deutschen Protestanten zuweisen würde. Es ist daher doppelt begreiflich und anerkennenswerth, daß die Karlsruher Conservativen nicht Schleppenträger der Schleppenträger des Centrums werden wollen und für solche Candidaten eintreten, von denen sie energische Abwehr ultramontaner Anmaßung erwarten dürfen.

Dem österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Badeni mag es augenblicklich nicht besonders wohlig zu Muthe sein. Im Abgeordnetenhause umbrandet ihn die Debatte über den Antrag der Opposition auf Erhebung der **Ministerklage** wegen Verfassungsbruchs, begangen durch die Sprachenverordnungen und einen das Versammlungsrecht einschränkenden Erlaß und, was ihm persönlich vielleicht noch peinlicher sein mag, der Zwischenfall mit dem **Duell** wird, vom klerikalen Standpunct aus gesehen, immer scandalöser. Jetzt stellt sich nämlich heraus, daß der polnische Graf am Abend des Duelltages bei dem Pfarrer Kurz von der Wiener Hofkirche „zu den sieben Chören der Engel" als sterbenskrank die priesterliche Absolution in articulo mortis erbat und erhielt. Tags darauf stellte sich das als eine Täuschung des Geistlichen heraus, da die Duellverwundung nur leicht und von einer Lebensgefahr auch nicht einen Augenblick die Rede gewesen war. Die „katholische Volkspartei" des Wiener Abgeordnetenhauses hatte sich nach dem Duell mit einer Resolution voll des „tiefsten Bedauerns" über diese Verletzung der Kirchengesetze durch den Ministerpräsidenten begnügt, statt den Austritt aus der Mehrheitscoalition zu vollziehen; ihr eigener Führer Dr. Ebenhoch rügte das in dem von ihm bedienten Theil der österreichischen Provinzialpresse, parlamentarisch aber wagte man nichts weiter zu thun, nachdem Graf Badeni „der Kirche eine schnelle Genugthuung gegeben" haben sollte. Wie man erfährt, bestand diese aber lediglich darin, daß der Minister durch den Wiener Cardinalerzbischof Gruscha die Lösung von den katholischen Kirchenstrafen für die begangene Todsünde in Rom telegraphisch erbat und auf demselben Wege erhielt; mit diesem Vorgang aber ist angeblich nach den Aufschlüssen über die an dem Wiener Pfarrer Kurz von dem Grafen Badeni geübte Täuschung der Nuntius Msgr. Taliani nicht einverstanden, sondern will die Sache neuerdings in Rom monieren, vielleicht allerdings auch nur, weil Graf Badeni bei Schlichtung jenes kirchlichen Zwischenfalles seine Mitwirkung nicht mit in Anspruch genommen hat. So wird reichsdeutschen Centrumsblättern aus Wien gemeldet. Eben dieselbe Seite beklagt auch das Bündniß der katholischen Volkspartei mit den Tschechen, das sie ganz unumwunden „hussitisch" nennt.

Die **norwegischen Storthingswahlen** nähern sich nunmehr ihrem Ende. Der Montag brachte zum ersten Male der Rechten insofern ein verhältnißmäßig günstiges Ergebniß, als sie wenigstens keinen Verlust erlitt, vielmehr sieben ihr seit Alters gehörende Sitze an der Christiania-Föhrde behauptete. Bis jetzt ist für 86 Sitze im Storthing gewählt worden, von denen die Linke 68, die Rechte 18 erhielt, gegen bezw. 53 und 33 bei der vorigen Wahl. Noch nicht gewählt ist für 28 Sitze, von denen bisher sechs der Linken, 22 der Rechten gehörten. Ein heißer und spannender Kampf wird für den heutigen Donnerstag in der Hauptstadt erwartet, von deren sechs Vertretern bisher vier der Linken angehörten. Es bleiben dann nur noch ein Paar kleinere Städte und Landstriche übrig. Jedenfalls ist die Linke nicht mehr weit von der Zweidrittelmehrheit entfernt und hofft sie noch zu erreichen. — Eine scharfe Absage wird übrigens, wie die „Tägliche Rundschau" schreibt, **Björnstjerne Björnson** wegen seiner neulich zu Kopenhagen in einem linken parteilichen Studentenclub vorgebrachten **Liebeswerbungen für Dänemark** in der dortigen rechten parteilichen „Nationaltidende" zu Theil. Mit bitterem Spotte wird darauf hingewiesen, daß derselbe Dichter-Politiker nicht lange vorher Dänemark geschulmeistert und daß überhaupt die zuweilen recht hochgestimmte Sympathie der skandinavischen „Brudervölker" Dänemark 1864 mit in den Krieg getrieben habe, ohne ihm in der Stunde der Gefahr wirklich zu Hilfe zu kommen. Der neuerliche Gedanke des „Staatsmannes Björnson" wegen eines dänisch-norwegischen Waffenbundes gegen Schweden sei übrigens so drastisch, daß alle Verstimmung von selbst verschwinden müsse: also aus reiner Sympathie solle Dänemark bei einem etwaigen Kampfe nicht etwa blos den platonischen norwegischen Standpunct von 1848 und 1864 einnehmen, sondern in vollem Ernste seine Geschütze in die kräftigen Choräle einstimmen lassen, die Norwegen „reine" Flagge und eigenes Ministerium des Aeußeren schaffen sollen. Wenn Björnson auf dem Feste beigestimmt habe, daß jeder Student sich zu vaterländischer Arbeit rüsten solle, so sei die Beseitigung des „Heringssalats" (spöttische Bezeichnung der Norweger für das vielfarbige Unionszeichen. D. Red.) aus der norwegischen Flagge doch kaum eine vaterländische Arbeit für dänische Studenten. Der **Verlust Schleswigs**, so schließt der Aufsatz des Kopenhagener Blattes mit einer uns Deutsche noch besonders angehenden Wendung, deute auf eine **vaterländische Arbeit, die der dänischen Jugend und nicht zum Mindesten den Studenten weit näher liege, als der** Unionszank zwischen Norwegen und Schweden.

Die **spanische Antwortnote** auf das neuliche „**Ultimatum**" **des amerikanischen Gesandten Generals Woodford** dürfte, wenn die über ihren Inhalt gemachten vorläufigen Mittheilungen genau sind, zur herzlicheren Gestaltung der spanisch-amerikanischen Beziehungen schwerlich beitragen. Denn das Ministerium Sagasta lehnt darin zwar höflich aber bestimmt jedes Eingehen auf die Zumuthungen der Washingtoner Regierung nicht nur ab, sondern spielt auch seinerseits einen Trumpf aus, indem es die Vereinigten Staaten wegen ihrer lasen Ueberwachung der cubanischen Zettelungen auf amerikanischem Gebiet mit der eigentlichen Verantwortung für den unbefriedigten Stand der Dinge auf Cuba belastet. Es wird hiermit offenbar ein sehr zarter Punct der amerikanischen Politik berührt; aber eben darin, daß man sich spanischerseits nicht scheut, diesen Punct zur Sprache zu bringen, liegt ein Symptom für die zunehmende Gespanntheit des Verhältnisses zwischen beiden Staaten. Inwieweit auf die Redigirung des Entwurfs der spanischen Antwortnote die Wahrnehmung Einfluß geübt hat, daß in dem cubanischen Streite die **Sympathien Europas** auf der Seite Spaniens stehen und die Tactik der Vereinigten Staaten fast durchgehends abfällig beurtheilt wird, kann vorläufig dahingestellt bleiben. Soll die Erwiderung Spaniens aber jenseits des Atlantic die gewünschte Wirkung hervorbringen, so wird das nur dann geschehen, wenn das liberale Regime Sagastas nunmehr ungesäumt mit dem cubanischen Problem aufräumt, d. h. allen berechtigten Beschwerden der Inselbevölkerung ehrlich und gründlich abhilft und damit auch zugleich dem Aufstande seine raison d'être nimmt. Mit halben Maßregeln wird nichts mehr geschafft, ebenso wenig durch die Waffengewalt allein, da Spanien außer Stande ist, die Insel hermetisch gegen Zuzug von Außen abzusperren. Mit dem Zugeständnisse der Autonomie ist an sich auch noch nicht viel gethan, es kommt darauf an, der zu gewährenden Autonomie einen Inhalt zu geben, welcher auf Cuba der Erkenntniß die Wege bahnt, daß es im eigensten Interesse der Colonie gelegen ist, die Verbindung mit dem Mutterlande auch fernerhin zu pflegen. Ob dem Liberalen Madrider Cabinet die Erreichung dieses Zieles glückt, hängt von dem Maße politischen Verständnisses und Tactes ab, das es im weiteren Verlaufe der cubanischen Dinge bethätigen wird.

Deutsches Reich.

* **Reichenbach**, 12. October. Der Vorsitzende der nationalliberalen Fraction des sächsischen Landtages, Geh. Commerzienrath **Georgi** in Mylau, hat sich in einer vor den Landtags-

---

Feuilleton.

Götzendienst.

53] Roman in zwei Theilen von **Woldemar Urban**.
Nachdruck verboten.

Dann lächelte sie gemüthlich und überlegen und fuhr fort:

„Ich sehe gar nicht ein, was da so viel zu überlegen und zu simuliren ist. Die Sache ist ja höchst einfach. Sie gehen zu Herrn de Melida und bitte ihn, die Ihnen auferlegte Prüfungszeit abzukürzen und die Einwilligung zur Bekanntmachung Ihrer Verlobung mit Felicia zu geben. Dann werden Sie ja sehen, was geschieht. Sagt er ja, nun, dann ist ja Alles schön und prächtig — —"

„Das ist aber gar nicht anzunehmen unter diesen Umständen."

„Ah, Sie müssen es nur recht machen", entgegnete Frau Courcelles rasch, als ob sie schnell über die Unwahrscheinlichkeit ihrer Annahme hinweg kommen wolle. Sie glaubte offenbar auch nicht daran und wollte den jungen Mann nur zu diesem Schritte überreden, damit eine klare Situation entstünde, damit sie ihn vor ein kurz und bündiges Entweder — Oder stellen konnte, „sagt er aber nein, dann wissen wir ja, wie wir daran sind, dann steht der alte, dicke Mann vor Ihrem Paradies genau so, wie vor meinem und Georgettes. Dann heißt es einfach: biegen oder brechen."

„Und was nennen Sie in diesem Falle brechen?" fragte er zögernd und lauernd.

Frau Courcelles stand auf.

„Brechen, mein Freund, nennt man, wenn etwas zusammenbricht, und zwar so, daß es nicht wieder aufsteht. Wenn Sie mir nicht glauben, nun, so können Sie sich ja meinetwegen bei Don Salvatore oder bei seinem Sprachlehrer erkundigen, was brechen heißt. Adieu."

„Sie wollen gehen?"

„Was soll ich denn noch hier? Ich habe alle Hände voll zu thun. Ich muß noch Besuche bei der alten Baronin Lüders und bei dem Hofmarschall von Zossen und noch bei einem halben Dutzend solcher Krippenreiter machen, um das Ceremoniell für den Empfang am nächsten Sonnabend festzustellen. Ich kann mich also nicht mehr auf linguistische Studien mit Ihnen einlassen, Herr Graf. Wenn Sie nun noch nicht wissen, was brechen heißt, so gebe ich Ihnen mein Wort, man wird es Ihnen binnen Kurzem an Ihrem eigenen Körper, an Ihrer eigenen Existenz klar machen. Adieu, mein Freund." Und mit einer liebenswürdig lächelnden Verbeugung verließ sie das Zimmer. Gleich darauf aber kam sie noch einmal zurück und sagte hastig und halblaut:

„Apropos, wenn Sie mich noch einmal sprechen wollen, so warten Sie nicht, bis ich hierher komme. Ich werde nicht mehr hierher kommen. Aber ich werde jeden Abend von jetzt ab nach dem Diner in dem kleinen blauen Rauchsalon, der nach dem Park hinausgeht, für Sie zu sprechen sein. Sie werden wohl verstehen, warum das so sein muß. Es hat keinen Sinn, daß wir uns jetzt so häufige und officielle Besuche machen. Adieu."

Damit verschwand sie und Graf Victor blieb nachdenklich und eigenthümlich nervös aufgeregt allein. Es wollte ihm scheinen, als ob diese Frau für ihn immer mehr und mehr verhängnißvoll würde. Wie war es nur gekommen, daß er mit ihr so eng liirt war? Sie war doch eigentlich bei all' ihrer glatten feinen Vornehmheit, bei ihrer lächelnden, graziösen Beherrschung der äußeren Form doch ein wahrer Dämon, aber — das mußte er auch anerkennen: sie war klug und findig wie selten eine. Und dann: er zog mit ihr an einem und demselben Strang. Er hatte ja nichts von ihr zu fürchten. Wozu sich also vor ihr fürchten? Freilich, wenn all' die kleinen halbversteckten flüchtigen Fäden ihrer Unterhaltungen vor aller Welt zu Tage gelegen hätten, so würde das häßlich ausgesehen haben und Graf Victor hätte sich einer solchen Verbündeten wohl zu schämen gehabt. Aber das war ja nicht der Fall und sein inneres Seelenleben zu kritisiren, das hatte sich Graf Victor schon längst abgewöhnt. Wenn nur die äußere Form bewahrt wurde, so genügte ihm das. Und das that Frau Courcelles so peinlich, so exact wie selten Jemand. Das war die große Coulisse, hinter der sich ihr herrschsüchtiges, geldgieriges, schmutziges Treiben verbarg.

IX.

Es begann bereits zu dämmern. Die Schatten der Bäume im Park zu Heblingen wurden länger und länger, der Abendwind rauschte in den Baumkronen und bog sie anmuthig zu einander hin, da und dort stiegen weißliche Nebelschleier aus den Drainirgräben, die das Land durchzogen. Herr de Melida stand nachdenklich am Fenster und überschaute von seinem Salon aus die Landschaft. Der Maler hatte ihn soeben verlassen und die Unterhaltung mit ihm schien ihn ernster als je gestimmt zu haben. Sein Kopf war tief auf die starke, breite Brust herabgesunken, die Augen, wie gewöhnlich, nur halb geöffnet, blickten trübe, fast traurig. Hin und wieder fuhr er sich mit der flachen Hand über den mächtigen, kurz geschorenen Schädel und seufzte tief auf. Plötzlich öffnete sich eine Thüre und Felicia steckte neugierig und lebhaft den Kopf herein.

„Ist er fort, Papa?" fragte sie, als sie nur ihren Papa im Zimmer gewahrte.

Langsam wandte sich Herr de Melida nach ihr um.

„Ah, Du bist's, Felicia? Was willst Du?"

Felicia kam näher, mit raschen, kleinen Schritten trippelte sie heran, halb verlegen, halb schmeichelnd, als ob sie Etwas wissen wollte und sich doch nicht zu fragen getraue.

„Was wollte er denn? Ihr habt ja so lange miteinander gesprochen. Hat er — —?" Sie stockte.

„Was denn?"

„Ich meinte — —. Nun, er wird doch wohl einen besonderen Grund gehabt haben, mit Dir zu reden. Warum kam er denn nicht zu mir? Er muß doch auch mit mir reden. Wenn ich nicht will, so —— so — —"

Sie stockte schon wieder, machte sich rasch mit einem Bouquet zu schaffen, das auf dem Tische stand und zupfte die Blätter aus, um ihre plötzliche Verlegenheit zu verbergen. Ihr Vater beobachtete sie schärfer.

„Nun?" fragte er dann, „was ist denn dann, wenn Du nicht willst?"

„Ich meinte nur, daß Ihr doch von mir gesprochen habt", erwiderte sie verwirrt und roth werdend, dann brach sie wieder ab.

„Hast Du gehorcht?" fragte ihr Vater immer aufmerksamer.

„Papa, wahrhaftig nicht! Frag' Salvatore, ich habe ihm seine Lection abgehört. Er ließ mich nicht los, mit seiner albernen Grammatik. Aber sage doch endlich, von was Ihr gesprochen habt."

„O, nichts Besonderes. Er hat mir von dem neuen Bild erzählt, das er für mich malt."

„Weiter nichts?" fragte Felicia enttäuscht, „aber doch nicht drei Viertelstunden lang."

„O mein. Dann wollte er noch wissen, wann Du Deine Verlobung feierst — —"

„Nun, nun?" fragte sie begierig.

„Mit dem Grafen Victor!" setzte ihr Vater langsam und nachdrücklich hinzu.

„So?" fragte sie gedehnt, als ob ihr der Ton im Halse stecken bliebe. „Und was hast Du ihm gesagt, Papa?"

„Was soll ich sagen? Das kommt doch mehr auf Dich an, als auf mich."

„Na, Gott sei Dank! Weißt Du, Papa — —"

Es war eine merkwürdige Unterhaltung. Sie fing immer heftig, aufgeregt an, die Worte überstürzten sich, ihre Augen leuchteten, bis sie plötzlich wieder stockte, die Augen senkte und an sich herumzupfte, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Was denn, mein Kind?"

„Ach das ist — — das — —"

Sie brachte es nicht heraus. Endlich warf sie sich mit all' ihrer ungestümen, kindlichen Lebhaftigkeit an seine Brust und — — weinte ihre bittersten Thränen.

„Papa, Papa — —", schluchzte sie nochmals, aber es kam nicht weiter über ihre zuckenden Lippen, sie, deren Züngelchen sonst ging wie ein Mühlrad, konnte keine drei Worte mehr zusammenhängend sprechen.

Herr de Melida legte seine Hand auf ihre Haare und fuhr ihr langsam, wie tröstend über den Scheitel. So standen sie eine Weile, ohne daß ein Wort fiel. Da trat Herr Delorme ins Zimmer, wie gewöhnlich seine große Ledermappe unterm Arm. Als er die Gruppe merkte, sagte er rasch: „O, ich bitte um Verzeihung. Ich wußte nicht, daß Sie nicht allein waren, Excellenz", und wollte sich wieder zurückziehen.

„Bleiben Sie nur, Herr Delorme", rief Herr de Melida und ließ seine Tochter los. „Geh, mein Kind, geh zu Deinem Bruder. Ich habe mit Herrn Delorme zu reden."

Felicia fuhr etwas hastig mit dem Taschentuche über die Augen und sah ihren Vater fast ängstlich an. Dann gab sie ihm die Hand.

SLUB
Wir führen Wissen.